

Poesie und Retorsion sowie zwischen Poesie und Selbstüberschreitung und geht außerdem von einem Zusammenhang zwischen Poesie und kognitivem Optimismus aus. Schließlich verteidigt er die These, Poesie sei die Wirklichkeit des Geistes. *H. Schöndorf* untersucht in seinem Beitrag W.s Konzept von Identität und Differenz. Als problematisch betrachtet er W.s These, in der Wirklichkeit gebe es keine eindeutigen Unterschiede. Nach W. folgt dies nicht zwingend daraus, dass Einheit und Vielheit immer zusammengehören. Denn diese Zusammengehörigkeit müsse „unter verschiedener Rücksicht geschehen“ (79). Die Relativierung der Artunterschiede sei kein triftiges Argument. Bereits beim menschlichen Individuum gebe es einerseits die Identität der Person im Durchgang ihrer gesamten Existenz vom Beginn des Lebens bis zum Tode, und doch mache es einen wesentlichen Unterschied, ob jemand für sein Tun verantwortlich sei oder nicht. Nach Schöndorf gibt es also einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Zustand eines Babys und der Verantwortlichkeit eines wachen, gesunden, erwachsenen Menschen. Gleichzeitig aber gibt es in der Entwicklung jedes Menschen eine kontinuierliche Entwicklung vom einen zum anderen. Möglicherweise gibt es hier zwar Grenzfälle zwischen Leblosem und Lebendigem, doch diese Grenzfälle heben, wie Schöndorf betont, die wesentlichen Unterschiede nicht auf. Mithin gibt es eindeutige Charakteristika des Lebendigen, die deutlich machen, dass das Lebendige sich wesentlich vom Leblosen unterscheidet. Dasselbe gilt für den Unterschied zwischen dem Untermenschlichen und dem Menschen. – Der abschließende Beitrag von *J. Schmidt* befasst sich mit W.s philosophischer Rekonstruktion der Gnadenlehre, die als Pointe seiner Lehre vom Selbstvollzug des Seienden angesehen werden kann, wenn man den Selbstvollzug als Akt der ‚Selbstüberbietung‘ versteht. Denn der Selbstvollzug hat für W. niemals den Charakter einer tautologischen Wiederholung. Eine solche bliebe nämlich immer nur ein äußerer Akt. Vielmehr impliziert ein Sich-selbst-Vollziehen stets ein Moment der Neuheit. Am deutlichsten tritt dies beim Selbstvollzug des Geistes zutage, der wesentlich als Selbsttranszendenz verstanden werden muss. Da aber diese Verfasstheit ein Aspekt des Seins überhaupt ist, muss nach W. auch das Sein der Welt „als Selbstsein gedacht und somit als evolutiv und sich selbst transzendierend begriffen werden“ (93). Gegen ein solches Konzept einer evolutiv sich entwickelnden Welt hat man von theologischer Seite eingewandt, faktisch werde damit eine prometheische Weltsicht vertreten, die dem Geschöpf eine falsche Selbstmächtigkeit zukommen lässt. Nach Schmidt wird bei diesem Einwand übersehen, dass nach W. „die Selbstmächtigkeit des Geschöpfs bis ins Innerste als Ermächtigung von seiten Gottes und die geschöpfliche Kreativität ganz als dessen Gabe zu verstehen“ (ebd.) ist. Am Ende seines Beitrags würdigt Schmidt bei seinem langjährigen Kollegen dessen mustergültigen Umgang mit den Klassikern der philosophischen Tradition und schließt mit der Feststellung: „Manches Großartige in seiner Philosophie hat den Charakter des Unvollendeten. Immer aber lädt es dazu ein, dabei zu bleiben und seinen Gedanken weiter nachzugehen, sie mit neueren Ansätzen zu konfrontieren und dann zu erleben, wie sie sich bewähren und sich mittels dieser Bewährung weiter präzisieren“ (96).
H.-L. OLLIG S.J.

MITTELSTRASS, JÜRGEN, *Die Kunst, die Liebe und Europa*. Philosophische Seitenblicke. Berlin: University Press 2012. 238 S. /Ill., ISBN 978-3-86280-045-2.

Gesammelte Vorträge des Konstanzer Emeritus (= M.), in denen der Herausgeber der Enzyklopädie Philosophie und Wissenschaftstheorie das Leben (wie der Klappentext sagt) außerhalb der Wissenschaft sucht, in einer Philosophie nicht über den Wolken, sondern unter ihnen. Zehn Texte in zwei Gruppen.

I. Bilder, Gedanken und Dinge. Die Kunst steht im Zentrum. – 1. Kunst und Wissen. „Was der Theorie in der Wissenschaft gelingt, mißlingt der Auslegung in der Kunst“ (14). Die Logik des Zeigens ist nicht die des Sagens, erfahrbar u. a. an Dürers *Melencolia I*. Monolog des Künstlers statt Verklärung der Welt (ein Kunstwerk sei kein geküsster Frosch [27]. Sieht das nur die Romantik anders?). Künstlerische Forschung: Hier fällt der Name, der diesen Teil beherrscht: Leonardo da Vinci. – 2. Kunst und Recht. Kunst im Recht (Prozesse gegen O. Hartleben, G. Hauptmann, H. Zille, H. Naegeli, F. Hodler, G. Klimt ...) und Emblematisierung des Rechts (Justizpaläste und Justitia-Statuen), Recht

als Kunst (C. J. Weber [61] „Um recht zu thun, braucht's wenig ... – aber um ungestraft unrecht zu thun, dazu gehört Studium“). – 3. Kultur und Kommerz. M. spricht für das „ökonomische Prinzip als Teil des kulturellen Prinzips“ im Wissen, dass dies schwierige Verhältnis „immer schwieriger zu werden beginnt“ (77). – 4. Bauen als Kulturleistung. Von Platon bis Kepler ist *der* Baumeister Gott. Heute herrscht der Selbstzweifel, obwohl M. auf eindrucksvolle Museen und Brücken hinweisen kann. Bauen geschieht in der „Leonardo-Welt“ eines umgreifenden konstruierenden Verstandes (96), samt der „schrecklichen politischen Erfindung der ‚Kunst am Bau‘“ (98). „Das Natürliche, das Konstruktive und das Anschauliche gehören zusammen“ (104 f.). – 5. Leonardo und die Leonardo-Welt: Der Halbgott und sein Werk, Erkennen als Sehen (Leonardo: Arithmetik und Geometrie stiften durch ihre Evidenzen Frieden. „Das können die trügerischen [absoluten] Geisteswissenschaften nicht bewirken“ [118]). „Homo faber zwischen Wachen und Träumen“ (127).

II. Lebensformen. – 6. Platon, die Liebe und was daraus wurde. Es geht um Platons Symposium und dessen Rolle (nach einem kurzen irritierten Blick auf Augustinus) in Cosimos Florentiner Akademie. Leider begegnet auch hier (139) als Vater des Eros „Reichtum, Überfluß“, als stünde dort *Ploutos* statt *Poros* (= Furt): Findigkeit („Durchwurstler“ – und Jer 31,3 findet sich [143] nicht im NT). Nach Schlegels *Lucinde* erscheint Diotima noch bei Musil, doch fällt M. zur neueren Liebe „nichts wirklich Neues mehr ein“ (150). – 7. Jugendwahn und Altersangst, ausgehend von Tithonos, für den Eos Unsterblichkeit erwirbt, aber nicht ewige Jugend, so dass er schließlich zur Zikade schrumpft. Für den Jugendwahn steht schon Achill, und nach Homers Aphrodite-Hymnus (v. 246) graust sogar den Göttern vor dem Alter (hierzu Quint Buchholz' Zeichnung „Einstein meets Monroe“, der, im Ausschnitt auf ihn, auch den Buchumschlag schmückt). Lebenslust und Altweibermühlen (besonders in der Frühneuzeit nach dem spätmittelalterlichen Todestriumph), Lebensrad und -treppe (vier oder sieben Stufen), schlagend *Klartext* von W. Vogt: „da da / bla bla / ga ga“ (174). – 8. Europa erfinden. Indem man seine Idee verwirklicht. Als deren Momente zählt M. auf: Dialektik von Gleichheit und Freiheit, Selbstbestimmung, Toleranz, argumentative Vernunft. Hier sind die Geisteswissenschaften gefordert (zu denen ich nicht die Philosophie zähle); denn diese Kultur ist Europas „Stern“ (199). – 9. Was kommt? Zum Umgang mit prognostischen Neigungen, von Sibyllen und Orakeln (besonders Delphi) bis zu heutigen Prognose-Instituten. Plädoyer für Nüchternheit gegenüber jenen, die nur glauben, was sie sehen, oder nur sehen, was sie glauben (211). – 10. Werbung oder die Lizenz zum Lügen: Als Ausklang fünf Thesen, auf zweieinhalb Seiten, zum Paradox, „daß man Glück, Erfolg und Liebe nicht kaufen, sehr wohl aber verkaufen kann“ (218).

Im Anhang Bilderverzeichnis (48 Schwarz-Weiß-Illustrationen im Text, an sich reizvoll, doch so qualitätsarm und z. T. so klein, dass auch eine Lupe nicht hilft), Drucknachweise, Personen- und Sachregister. Hölderlin würde den „heiligen Sokrates“ zitieren; hier stattdessen: Science meets living. J. SPLETT

WUCHTERL, KURT, *Kontingenz oder das Andere der Vernunft*. Zum Verhältnis von Philosophie, Naturwissenschaft und Religion. Wiesbaden: Franz Steiner 2011. 300 S., ISBN 978-3-515-09857-1.

Ausgangspunkt der Überlegungen von Wuchterl (= W.) sind menschliche Grunderfahrungen, die durch den Zusammenbruch bisheriger Ordnungen ausgelöst werden. Solche „Ordnungsbrüche“ werfen nämlich die Frage auf, „warum wir dazu bestimmt zu sein scheinen, in ... einer undurchschaubaren Welt zu leben, und warum sich in ihr so viele Bedrohungen, aber nur Spuren von einer letzten Erfüllung und von einem friedfertigen Zusammenleben der Menschen finden“ (11). Die in solchen Reflexionen mitgedachte „Möglichkeit eines Auch-Anders-Sein-Könnens“ (ebd.) fasst W. begrifflich als Kontingenz. Durch diesen Begriff erhält nach W. die Idee der Vernunftgrenzen einen genaueren Sinn, und außerdem lässt sich damit auch „das religiöse Sprechen von einem ‚ganz Anderen‘ präzisieren“ (ebd.). Konkret unterscheidet W. im Blick auf den Umgang mit solcher Kontingenz zwischen Kontingenzerfahrung, Kontingenzerkennung, Kontingenzbemächtigung und Kontingenzbegegnung. Schwerpunktmäßig setzt sich